



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Speck, Wilhelm: Vom eignen Leben

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

gutes Zeichen, denn es zeigt an, daß die Kriminalität noch nicht als für das Interesse des einzelnen bedrohlich angesehen wird; aber auch ein schlechtes, denn es offenbart, wie wenig die Nation mit den Gedanken an das Gemeinwohl durchsetzt ist. Aus diesen Erwägungen heraus erklärt sich auch das geringe Interesse, das den beabsichtigten Reformen im Volke entgegengebracht wird. Die Zeiten aber werden sich ändern, die jetzt seit Beginn unsrer Kriminalstatistik relativ und absolut steigende Kriminalität wird unter der Herrschaft milderer Strafgesetze, insbesondere milderer Prozeßvorschriften, immer bedrohlicher anschwellen, und dann wird man einsehen, daß es falsch war, die Interessen des Verletzten und der Allgemeinheit auf ein so niedriges Postament zu stellen, wie es jetzt beabsichtigt wird. Tausende kommen heute unter die Räder der Lokomotiven, der Automobile, der Maschinen und Lastwagen eines zu enormer Höhe angewachsenen Verkehrs und einer ungeheuer ausgedehnten Industrie, deren gesunde Knochen im besten Falle durch einen klingenden Entgelt, der dem Geschädigten niemals den Verlust voll zu ersetzen vermag, abgegolten werden. Aber um der paar Menschen willen, die durch den Gang der in der Strafrechtspflege tätigen Staatsmaschine ohne Willen beschädigt werden, entsteht ein Geschrei, daß die Welt widerhallt, und daß man überhört, wie laut die Stimme der durch das Verbrechen beschädigten und derer, die von der Schädigung durch Straftaten befreit bleiben wollen, nach einer strengen Strafrechtspflege rufen, die ihnen Genugtuung und Sicherung bringt.

Staatsanwalt Langer



Dem eignen Leben

Von Wilhelm Speck*)



nter lieben und vertrauten Menschen erzählt wohl jeder gern und unbefangen von vergangenen und gegenwärtigen Tagen. Anders aber ist es, wenn man ins dunkle hinaus von sich reden soll, zu Menschen, die man nicht kennt, und die am Ende auch von uns nicht wissen. Da fragt man sich bald verlegen: Wie kommst du dazu, andre mit deinen Angelegenheiten zu unterhalten? Bist du denn sicher, daß sie davon hören wollen?

Es ist immer meine Meinung gewesen, daß wir, besondere Fälle abgerechnet, am besten fahren, wenn wir uns an dem genügen lassen, was ein

*) Vergleiche hierzu die Besprechung des Deutsch-evangelischen Jahrbuches am Schlusse dieses Heftes.

Dichter oder Künstler in seinen Werken selbst von sich und seinem Leben kundgibt. Mein eignes Leben wenigstens ist still und einfach gewesen und bietet wenig, was andre interessieren kann. Gleichwohl will ich dem Wunsch, davon zu erzählen, gern nachkommen, richte jedoch die Augen auf ein Stück Leben, das fertig und abgeschlossen in schöner Ferne hinter mir liegt, und werde von dorthier nur einige zarte Linien nach der Gegenwart hinüberziehen.

Geboren bin ich in Großalmerode, einem hessischen Städtchen, das, zwischen Wäldern und Bergen eingebettet, mir meinen größten Reichtum an Naturbildern geschenkt hat, obwohl ich mich schon in früher Jugend von ihm trennen mußte. Schön ist es, eine Vaterstadt zu haben, die einem auch nach vielen Jahren auf Schritt und Tritt vertraute Bilder zeigt, und durch deren Straßen und Gassen wandelnd man ein bekanntes Gesicht nach dem andern wiederfindet. Ich sehe in meiner Vaterstadt nur noch einige bekannte Straßen- und Häuserwinkel, die Menschen sind mir fremd geworden, ich kenne sie nicht mehr, und sie kennen mich ebensowenig. Aber auch das Bild der Stadt und ihrer nächsten Umgebung hat sich stark verändert. Über Wiesen und Hügeln, darauf wir uns einst tummeln durften, ragen rauchende Schloten empor, die Eisenbahn fährt über unsre Spazierpfade dahin, und selbst die Straßenbrunnen, die sonst Tag und Nacht in steinernen Becken rauschten, fließen jetzt nicht mehr. Nur die Berge stehn noch wie vorzeiten, ernst und waldegekrönt, und weiter hinaus gibt es noch heimliche und vertraute Wiesengründe, in denen der Bach über ausgewaschne Steine springt und da und dort ein moosgrünes Mühlrad geruhsam wie vorzeiten auf- und niedersteigt.

Auch als wir nach Kassel übergesiedelt waren, bin ich noch manch liebemal durch die alte Vaterstadt gewandert, dem Hohen Meißner zu und über ihn hinweg in die Heimat meines Vaters. Das war dann eine vergnügliche Wetzernstraße, Wald und Wiese und ein munteres Flüsschen immer zur Seite, alle paar Stunden auch ein besfreundetes Haus in der Erwartung, das gute Rast und Ägung verhieß. An diesen Wandrungen im hellen Morgensonnenschein oder im stillen Abendgold haften meine liebsten Erinnerungen. Meine Mutter kannte eine Menge schöner alter Lieder und Melodien, und wenn sie, der Bürde ihres arbeitsvollen Lebens für eine Weile entledigt, den anstrengenden Teil des Weges hinter sich hatte und nun vom Meißner herab auf das gesegnete, im Abendlicht erglänzende Land nach der Werra hin niederschaute, dann leuchtete es in ihren stillen, freundlichen Augen hell auf, und die nun schon lange verstummte liebe Stimme hob eine Melodie nach der andern aus dem Herzen empor. Daß mir später, wo ich mich selbst in Vers und Reim versuchte, der Ton des Volksliedes immer im Ohre lag, und daß ich auch heute, da ich mich längst der Prosa ergeben habe, danach trachte, das, was ich zu erzählen habe, aufs einfachste und mit den schlichten Naturlauten auszusprechen, die die Volksdichtung so unvergleichlich schön und

rührend hervorzubringen vermag, das haben wohl diese Eindrücke aus früher Jugend bei mir bewirkt.

Ganz glücklich aber waren wir, wenn es gelang, dem Vater eine Geschichte abzubetteln. Etwas aus der Bibel oder aus der Weltgeschichte, eine Sage oder ein Märchen, es war alles willkommen, denn alles, was wir hörten, war ein Märchen und war Wahrheit zugleich, und auch Bekanntes und öfters Gehörtes wurde jedesmal mit neuem Entzücken vernommen. Erst da ich als Student einmal meinen Vater im Unterricht der Kleinen und Kleinsten eine Geschichte vortragen hörte, ist es mir recht zum Bewußtsein gekommen, wie wundervoll er schildern konnte, und wie unter seinem Erzählen alles und jedes bis in die letzte Einzelheit hinein lebendig und farbenvoll wurde.

Bei der Wahl dessen, was er erzählte, knüpfte er gern an eben Geschautes und Erlebtes an und webte auch gern die Welt der Wirklichkeit um uns her, Menschen und Dinge, Bäume und Steine und Wolken, die gerade über uns hinzogen, in seine Schilderung hinein. Ich habe in meine Erzählung „Soggeli“ eine solche Kindheits Erinnerung eingeschmuggelt. Wie der Soggeli seinen eignen Kindern, und als diese von ihm gegangen waren, fremden Kindern ein Ende verrosteten Eisendrahtes, das er im Gras der Frauhollenwiese gefunden hatte, als Überrest einer vormaligen Verbindung mit einer verborgnen, dem Kinderherzen aber immer nahen und innig vertrauten Welt vorweist, so ist auch mir einmal mitten in der Geschichte und am Orte des Märchens selbst ein solcher Fund gedeutet worden, und so schein und andächtig, wie es die Kinder in der Erzählung tun, habe auch ich das geheimnisvolle Beweisstück angesehen.

Wenn ich jetzt die Pfade der Erinnerung allein gehe, dann schimmert mir durch das Bild, das ich vor Augen habe, immer noch ein andres entgegen, das ich vorzeiten erblickte. Der sonderbare Weidenstumpf auf einer Bergwiese, ein verwitterter großer Steinblock über einer waldigen Kuppe, Lindenbäume an der Straße, die einen Steinsitz überdachen, Lindenbäume über uralten Brunnen, ein dunkler Höhleneingang jenseits eines träumerischen Weihers, ein Jägerhaus mitten im Walde, an dessen Tür der Röhrenbrunnen mit den Stimmen der Finken singt und summt, das Rauschen einer Mühle und Glockentöne von irgendwoher — das alles redet nun eine zwiefache Sprache. Und wenn ich dort vorüberkommend nach einem von Buschwerk wie von einer festen Mauer umschlossenen Walde hinüberschaue, dann denke ich immer daran, daß darin einmal Brüderchen und Schwesterchen über Laub und Moos hinirrten, und bald wird der Fels einer von Sträuchern umrankten Felskuppe wieder zum Dach eines Königsschlusses, umspunnen von Rosen und überglänzt vom Abendrot. So höre ich ähnlich dem guten Leonhard in meiner Erzählung „Ursula“ zugleich eine Melodie von heute und eine andre aus fernen Tagen, und könnte ich den beiden Stimmen so leicht

und frei wie er nachgehen, dann würde ich am Ende auch manches noch finden, davon sich fröhlich und schön erzählen ließe.

Ich berichte von diesen Eindrücken aus dem Kinderland, weil in ihnen die Quellen meines Wesens fließen, aus denen ich schöpfe und wohl immer schöpfen werde. Oftmals habe ich mir meine romantischen Neigungen vorbehalten lassen müssen und bin von wohlmeinenden Freunden schon manchmal ermahnt worden, ihnen endlich zu entsagen. Wer kann aber aus seiner Natur heraus, selbst wenn er es ernstlich wollte? Ich verlange aber gar nicht nach solcher Verwandlung, sondern meine, jeder muß danach streben, so zu sein, wie ihn die Natur geschaffen hat, und ich bin seelenvergnügt, daß mir von dem blauen Dufte, worin die Welt vor dem Kinderauge lag, noch immer ein wenig geblieben ist, obwohl mein weiterer Weg in eine rauhe und harte Wirklichkeit hineingeführt hat.

Ich überspringe die Jahre und was in ihnen geschehen ist und wende mich einem andern Lande zu, aus dem mir, so arm und kümmerlich es erscheint, auch viele Quellen des Denkens und Dichtens zugeflossen sind. Ein freudloses, trauriges Land, Dostojewski hat es ein Totenhaus genannt. Als ich vor zwanzig Jahren aus der Heimat nach dem Osten und aus dem Gemeindeleben in den Gefängnisdienst berufen wurde, hatte ich schon eine beträchtliche Menge von Liedern und Gedichten zusammengebracht. Der Brunnen der Lyrik, aus dem ich unverdrossen und schonungslos Tag für Tag geschöpft hatte, war dann aber auch bis zum Grunde geleert und füllte sich erst langsam wieder auf. Es war also gut, daß es eine lange Zeit darin ruhig und ungestört quellen durfte, und daß mich der Reiz eines neuen Landschaftsbildes und die seltsamen Einblicke in die Menschenseele, die ich in meiner neuen Tätigkeit gewann, jahrelang von mir selbst ablenkten.

Ganz anders als mein wald- und quellenreiches Heimatland sprach das Land, in dem ich nun leben mußte, zu meinem Herzen. Flach und in eintönigem Wiesengrün mit der blauen Ferne verfließend, statt der Eichen, Büchen und Tannen phantastisch verschlungne Kieferkronen am Waldestrande, Stämme wie aus schwerer Bronze gegossen, die in fahlgrüne Wölkchen hineinragen, dahinter Stangenwald, Sand und Heide und hin und wieder ein melancholischer Wasserpiegel, von tief hinabgeneigten Föhren überdunkelt. Und das alles so einsam und menschenfern, ohne das vielfache Riesel und Rauschen und ohne den vielfältigen Gesang meiner Heimatsberge. Es ergriff mich dennoch von Anfang an und zog mich, ob es auch das Heimweh nicht zu stillen vermochte, je länger je mehr mit seiner sanften, ernstesten Schönheit zu sich hin!

Stark und tief waren auch die Eindrücke meines neuen Berufs. Gerade in der ersten Zeit kam ich mit sehr eigentümlichen Menschen zusammen, und wohl weil sie merkten, wie wenig ich meiner Aufgabe gewachsen war und wie unsicher, beinah allein von dem einfachen menschlichen Gefühl geleitet, ich

mir meinen Weg in diese Welt hineinsuchte, öffneten sich mir fast von selbst auch sonst sehr verschlossene Naturen. So waren die ersten Zeiten wirklich Entdeckungszeiten, ich sah Finsternisse, wie ich sie später nicht oft mehr wieder gesehen habe, aber auch schöne Sterne und helle Lichter, nahm damals auch das Bild in mich auf, das mich, nachdem es viele Jahre in mir geruht hatte, zu meinem Roman „Zwei Seelen“ anregte.

Wer aber lange Zeit in einer solchen Arbeit gestanden hat, fühlt allmählich, daß das zuerst so lebendige Gefühl lahm und stumpf wird. Die Bilder wiederholen sich unaufhörlich, und es sind fast immer traurige Bilder. Es ist ein Wandern durch Sand und Heide, in drückender, staubtrüber Luft. Zuerst interessierte man sich gerade für Menschen, die sich am weitesten hinaus verloren haben, und ihren Gewohnheiten, ihrer Denk- und Redeweise emsig nachforschend, versetzte man sie vielleicht in den Wahn, daß sie sich auf ihr Wissen um solche Dinge etwas einzubilden hätten. Das geschieht ja auch jetzt so oft, wo die Schilderungen aus diesem Milieu mit wichtiger Miene, als handle es sich um Offenbarungen aus einer höhern Welt, feilgeboten werden. Wer mit diesen Dingen alle Tage zu tun hat, der sieht aber allmählich ein, daß es sich wenig lohnt, aus solchen Wassern fort und fort zu schöpfen. Man hat bald genug davon, begehrt nicht mehr und weiß, daß man auch nicht mehr viel erfahren kann. Und so absonderlich, oft seltsam, oft schreckhaft vieles ist und bleibt, mit der Zeit wird es monoton wie die Bilder des armen, heißen Heidebodens, und nur an einigen wind- und sturmverwehten Gestalten haftet der Blick noch mit der ersten Teilnahme.

So kann es leicht geschehen, daß das Auge immer leerer zurückkommt, und die Arbeit immer freudloser wird. Vielleicht aber findet man auch einen neuen Weg, der zu neuen Ausblicken hinleitet und den gesunkenen Mut wieder hebt und stärkt. Es blühen ja der Blumen nicht gar viele in diesem Lande, und man muß lange suchen und oft hoch emporsteigen, ehe man sie findet. Aber sie blühen doch auch an diesem Wege, und wenn wir sie entdecken, entzückt es uns ebenso, wie wenn uns zwischen verwitterten Steintrümmern an der Grenze der Schneeregion ein schönes, einsames Blumenauge entgegen sieht. Ich habe dieser Blumen genug gefunden, sobald ich weniger nach den Trümmern ausschaute als nach dem, was noch heil und ganz geblieben war, und als ich mich nicht mehr soviel an die Besonderheiten hielt und an die Abweichungen vom Bilde des Menschen, in dessen Herzen ein höheres Ideal lebt, sondern als ich nach dem suchte, worin wir uns alle ähnlich sind und was bei uns allen wiederkehrt. Da fand ich dann auch unter den krausesten Linien das uns allen verwandte Menschenantlitz und erlebte es vielmals, daß sich unter solchem Anschauen die fremde Seele bis in ihr verborgenstes Leben hinein willig und leicht vor mir auftrat.

Von dem, was ich selbst gesehen habe, habe ich darauf vieles in den „Zwei Seelen“ geschildert. Um das Bild des Mannes, der uns in diesem

Buch von dem Licht und Dunkel seines Lebens erzählt und mit allen schönen Sternen auch die bleichen Schatten der Vergangenheit vor uns erscheinen läßt, schlingen sich mancherlei Blumen der Erinnerung, deren Aufblühen ich einstmals beobachten durfte. Das Kriminalistische tritt dabei zurück, ich wollte ja nicht einen Kriminalroman schreiben, sondern den Roman eines Menschen, dessen Züge keinem von uns ganz fremd sind, in dessen Worten wir vielmehr nachklingen hören, was lauter oder leiser auch einmal in uns selbst erklingen ist. So war es mir recht, daß jemand den empfangnen Eindruck dahin zusammenfaßte: „Tua res agitur. Durch deine Seele geht der Menschheit Leid, in deiner Seele wird sie erlöst.“ Und ich freute mich, als mir unbekannte und bekannte Leser schrieben, sie hätten zuletzt nicht mehr die Stimme eines andern gehört, sondern sich selbst lauschen und stillhalten müssen.

Das wirkliche Leben zerreißt ja nach und nach den goldnen Schleier, durch den das junge Auge auf die Welt und die Menschen blickte. Man geht nicht mehr in solchen Träumen, wie man es als Kind getan hatte, durch den Wald, sondern weiß, daß die Bäume Bäume sind und die Menschen eben nur Menschen. Und doch haben wir Stunden, in denen wir den verlorenen Schleier wiederempfangen zu haben meinen. Man sitzt etwa vor den letzten dunkeln Waldleisten und sieht den Himmel blau oder vom Abendrot überglänzt durch die Stämme schimmern. Da werden im Hinschauen versunkne Tage wieder lebendig, wir hören eine Sprache, die die klugen Meister in Israel über Wichtigerem vergessen haben, und die deutlich nur noch von Kindern und Dichtern gehört und verstanden wird.

So möchte ich auch die Menschen sehen und ihr Bild malen, und in dem, was ich geschrieben habe, habe ich es auch versucht. So, wie sie um uns her leben und wie sie sich untereinander geben, zugleich aber mit dem Lichtschimmer im Auge, den die Welt des ewig Guten und Schönen zu ihnen hinübersendet. Der Foggeli, von dem ich einmal erzählt habe, kannte diesen Schimmer von Jugend an. In seinen jungen Jahren war er ihm der Schimmer einer schönen Märchenwelt gewesen, später wurde er ihm der Widerschein seiner dritten Heimat, der er in Freud und Kummer zugewandert war. Die leuchtete ihm zuletzt ganz warm und hell in die Gedanken und machte ihn fähig, die Menschen, wie sie nun einmal sind, ob jung oder alt, klaren oder getrübten Herzens, zu verstehn und zu lieben.

